

Joachim Quack

Die Rolle der Hieroglyphen in der Theorie vom griechischen Vokalalphabet

Derzeit gibt es Theorien, die in der Medienwissenschaft erhebliche Resonanz erhalten haben und spezifisch intendieren, der von Griechenland ausgehenden Alphabetschrift unter Einschluß der Vokale einen einzigartigen Status in der menschlichen Kulturgeschichte zu geben. Mit einer solchen Einstufung ist natürlich auch eine Herabsetzung anderer Schriftsysteme verbunden. Mein Ziel soll sein, insbesondere anhand meines Spezialbereiches, nämlich der ägyptischen Schrift, diese Ansätze einer kritischen Prüfung zu unterziehen. Dabei werde ich, da hierfür kein spezieller Vertreter beteiligt ist, gelegentlich auch Probleme ansprechen, die mit der Bewertung des nordwestsemitischen Schriftsystems verbunden sind. Als wesentliche Etappen der Theoriebildung möchte ich drei Forscher herausgreifen, nämlich Havelock, Goody und Powell.

In der chronologischen Reihenfolge den Anfang machen werde ich mit Eric A. Havelock, dessen Ansätze zusammengefaßt in zwei Monographien greifbar sind.¹ Über die Hieroglyphenschrift äußert er sich darin vergleichsweise wenig, und das Wenige läßt kaum irgendeine reale Kenntnis der Sache erkennen.² Die inhaltsreichste Bemerkung findet sich noch, wo er meint, im Alten Orient habe sich über Jahrtausende langsam die Erfindung von Zeichen vollzogen, die phonetische Werte gehabt hätten, im Gegensatz zu den visuellen, die in frühen ägyptischen Hieroglyphen symbolisiert seien.³ Diese Äußerung ist schon deshalb schwer zu bewerten, weil aus ihr nicht recht hervorgeht, ob Havelock mit „early Egyptian hieroglyphs“ annimmt, es habe auch eine spätere Phase ägyptischer Hieroglyphen gegeben, die nicht visuelle Werte verwendete, oder ob er damit nur ausdrücken wollte, daß die Hieroglyphen eine besonders früh entwickelte Schriftform seien.

In jedem Fall aber ist seine Bemerkung nicht zutreffend. Bereits praktisch von Anfang an, um 3000 v. Chr., werden in der Hieroglyphenschrift Zeichen

1 Havelock, E. A., *The Literate Revolution in Greece and its Cultural Consequences*, Princeton: Princeton University Press, 1982; ders., *The Muse learns to write. Reflections on Orality and Literacy from Antiquity to Present*, New Haven/London: Yale University Press, 1986.

2 Ägyptische Texte scheint er, sofern seine ausgesprochen seltenen Fußnotenangaben überhaupt ein Urteil erlauben, nur aus Pritchard, J. B. (Ed.), *Ancient Near Eastern Texts Relating to the Old Testament*, Princeton: Princeton University Press, 1950 zu kennen (s. Havelock, *Literate Revolution*, S. 97 Anm. 23).

3 Havelock, *Muse learns to write*, S. 59.

verwendet, in denen nicht einfach visuelle Elemente ausschlaggebend sind, sondern vielmehr phonetische Informationen gegeben werden.⁴

Verfehlt ist auch Havelocks andere Äußerung zum ägyptischen Schriftsystem, die Ägypter hätten ihre Hieroglyphen kaum für schriftliche Kommunikation in einer sinnvollen Weise verwenden können.⁵ Über diese Behauptung kann man nicht diskutieren, sie ist beweisbar nur, daß Havelock Urteile fällt, ohne sich die Fakten angeschaut zu haben.

Auf Havelocks Behandlung der Keilschrift will ich hier nicht näher eingehen. Einige Worte sollte man aber über seinen Umgang mit dem nordwestsemitischen Schriftsystem verlieren. Von großem Gewicht für seine Ansätze ist nämlich, daß er unter Berufung auf Ignaz Gelb behauptet, die semitischen Schriften seien kein Alphabet, sondern ein Syllabar gewesen.⁶ Diese Beurteilung ist in doppelter Weise unangebracht. Auf der einen Seite ist es methodisch nicht korrekt, wenn Havelock in einem Wissenschaftsbereich, bei dem ihm die Kompetenz zur eigenen Beurteilung der Argumente fehlt, sich auf Gedeih und Verderb für eine spezielle Meinung entscheidet, die keineswegs Allgemeingut des betreffenden Faches geworden ist.⁷

Auf der anderen Seite ist die Diskussion seltsam realitätsfern. Ob man sagt, daß in den semitischen Schriftsystemen jedes Zeichen für eine Silbe steht, die aus einem Konsonanten und einem beliebigen Vokal einschließlich der Vokallosgigkeit⁸ besteht, oder ob man sagt, daß im semitischen Schriftsystem jedes Zeichen für einen Konsonanten steht und Vokale nicht notiert werden, bedeutet für die praktische Leistungsfähigkeit des betreffenden Schriftsystems nicht den geringsten Unterschied. Gefährlich wird es nur dann, wenn man wie Havelock unter Mißverständnis des Funktionierens der Schrift behauptet, die Phönizier wären nicht fähig gewesen, das erste Wort

4 Kahl, J., *Das System der ägyptischen Hieroglyphenschrift in der 0.-3. Dynastie*, Göttinger Orientforschungen IV/29, Wiesbaden: Harrassowitz, 1994; ders., „Hieroglyphic Writing during the Fourth Millennium BC: an Analysis of Systems“, *Archéo-Nil* 11, 2001, S. 108-112; Morenz, L., *Bild-Buchstaben und symbolische Zeichen. Die Herausbildung der Schrift in der hohen Kultur Altägyptens*, Orbis Biblicus et Orientalis 205, Freiburg/Göttingen: Paulusverlag/Vandenhoeck & Ruprecht 2004; für besonders frühe Schriftzeichen, die jedenfalls nicht rein visuell gelesen werden können, s. Dreyer, G., *Umm el-Qaab I. Das prädynastische Königsgrab U-j und seine frühen Schriftzeugnisse*, Archäologische Veröffentlichungen 86, Mainz: Zabern, 1998; Deutungsvorschläge zu diesem Material bei Breyer, F. A. K., „Die Schriftzeugnisse des prädynastischen Königsgrabes U-j in Umm el-Qaab: Versuch einer Neuinterpretation“, *Journal of Egyptian Archaeology* 88, 2002, S. 53-65; Kahl, J., „Die frühen Schriftzeugnisse aus dem Grab U-j in Umm el-Qaab“, *Chronique d'Égypte* 78, 2003, S. 112-135.

5 Havelock, *Muse learns to write*, S. 65.

6 Havelock, *Literate Revolution*, S. 64-70. Gelbs Originaltheorien finden sich in Gelb, I. J., *A Study of Writing. The Foundations of Grammarology*, Chicago: Chicago University Press, 1952, ²1963.

7 Eine scharfe Kritik daran bei Daniels, P., „Fundamentals of Grammarology“, *Journal of the American Oriental Society* 110, 1990, S. 727-731; ders., in: Daniels, P., Bright, W. (Eds.), *The World's Writing Systems*, New York/Oxford: Oxford University Press 1996, S. 7 f.; ders., „Syllables, Consonants, and Vowels in West Semitic Writing“, *Lingua Posnaniensis*, 42, 2000, S. 43-55; Skepsis auch bei O'Connor, N., in: Daniels, Bright (Eds.), *World's Writing Systems*, S. 88.

8 Dies ist unbedingter Bestandteil, will Gelbs Theorie auch nur die geringste Chance auf Korrektheit haben.

der Odyssee, nämlich *andra* niederzuschreiben.⁹ Selbstverständlich konnten sie dies und hätten das Wort mutmaßlich als *'ndr* wiedergegeben.¹⁰

Die Kombination von Hochschätzung der griechischen Literatur und Verachtung älterer Leistungen anderer Völker bei mangelhafter Kenntnis der betreffenden Sprachen und Schriften hat dazu geführt, daß Havelock schon von anderer Seite stark kritisiert wurde. Insbesondere Peter Daniels hat ihm Ignoranz und Vorurteile vorgeworfen.¹¹ Moderater im Ton, aber in der Sache ebenfalls kritisch fällt das Urteil von Jan Assmann aus.¹² Er weist auf das Problem hin, daß Havelock etwa andere Erklärungsmöglichkeiten für die stilistischen Unterschiede zwischen mesopotamischer und griechischer Dichtung ausschließt und sich ganz auf die mediale Dimension konzentriert, ebenso sei nicht geklärt worden, ob es sich bei den herangezogenen Texten wirklich um Vertreter derselben Gattung handele. Ferner zeigt er mit Recht Havelocks schwerwiegende Fehleinschätzung der Leistungsfähigkeit der ägyptischen Schrift auf.

Hier besteht ein doppeltes Problem der Beurteilung. Havelock macht seine Geringschätzung der vorgriechischen Schriften in nicht geringem Maße an der Redundanz der Texte und der Wiederholung von Wörtern fest.¹³ Auf den ersten Blick erscheint das als sehr objektives, weil rein an den äußeren medialen Punkten orientiertes Verfahren. Auf den zweiten Blick ist es unbrauchbar, und nicht allein deshalb, weil Havelock in der konkreten Durchführung die englische Übersetzung des Gilgamesch-Epos, nicht etwa den akkadischen Originaltext heranzieht, sondern aufgrund tiefergreifender methodischer Probleme. Einerseits operiert Havelock mit der Grundprämisse, daß eine gewisse Wiederholung bzw. wiederholende Variation in der Art des *Parallelismus membrorum* stilistisch minderwertig ist. Damit wird aber eine anhand gerade des griechischen Geschmacks ausgebildete europäische Sichtweise unzulässig verabsolutiert. Daß Homer in ihr künstlerisch qualitätvoller als ein semitischer Dichter erscheint, überrascht nicht, kann aber auch nicht als objektiv gültiges Urteil angenommen werden – immerhin gibt es auch Urteile wie das aus dem Corpus Hermeticum, das den Griechen Geschwätzigkeit und leere Worte vorwirft und demgegenüber die Qualitäten der ägyptischen Sprache betont.¹⁴

9 Havelock, *Literate Revolution*, S. 69. Es ist offensichtlich, daß Havelock mit seinem Urteil, die Phönizier könnten nur Silben schreiben, die mit einem Konsonanten beginnen, Gelbs Ansatz nicht verstanden hat.

10 Die Frage wäre allenfalls, ob sie das *d* als nichtphonemischen Übergangslaut zwischen *n* und *r* empfunden und deshalb in der Schrift nicht ausgedrückt hätten.

11 Daniels, in Daniels, Bright (Ed.), *World's Writing Systems*, S. 27 f.

12 Assmann, J., *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*, München: C.H. Beck, 1992, S. 259-264.

13 Havelock, *Literate Revolution*, S. 70-74 u. ausführlicher S. 168-174.

14 CH XVI, 1-2, Text bei Nock, A. D., Festugière, A.-J., *Corpus Hermeticum, Tome II. Traité XIII-XVIII, Asclepius*, Paris: Les Beiles Lettres, 1946; ⁵1992, S. 231 f.; zur Interpretation s. zuletzt Thissen, H.-J., „... αἰγυριακῶν τῆ φωνῆ...“ Zum Umgang mit der ägyptischen Sprache in der griechisch-römischen Antike“, *Zeitschrift für Papyrologie und Epigraphik* 97, 1993, S. 239-252, dort S. 251 f.; Broze, M., „Temps réel, temps imaginaire et temps fictionnel dans la révélation hermétique“, in: Couloubaritsis, L., Wunenburger, J. J., *Les*

Andererseits ist, gerade was die Frage der Leistungsfähigkeit der Schrift betrifft, ein erstaunlicher Befund festzuhalten. Manche Medienforscher halten den Parallelismus für ein Zeichen, daß man eben Dinge mehrfach wiederholen mußte, um Ambiguitäten auszuschalten. Tatsächlich ist diese Kunstform aber ein typisches Kennzeichen literarischer und religiöser Texte, die eher im Bereich des „entspannten Feldes“ liegen, wo ein potentielles Mißverständnis des Lesers kaum unmittelbar gefährliche Folgen gehabt hätte. Gerade im Bereich der Alltagskommunikation, wo etwa in juristischen Texten oder wirtschaftlichen Transaktionen Eindeutigkeit des geschriebenen Wortes essentiell war, tritt der Parallelismus nicht auf. Hier haben also die altorientalischen und ägyptischen Schreiber offensichtlich kein Problem gehabt, mit der ihnen zur Verfügung stehenden Schrift die Dinge so niederzulegen, daß die Benutzer damit auch ohne mehrfache Wiederholung eindeutig zurechtkamen.

Insgesamt sehe ich bei Havelock, was die Beurteilung der vorgriechischen Schriften angeht, somit weitgehend Urteile, die auf Unkenntnis und Fehlschlüssen beruhen. Die Ergebnisse sind deshalb insgesamt nicht tragfähig.

Als nächstes möchte ich auf Jack Goody eingehen, bei dem es allerdings mehr um die Folgen von Schriftlichkeit an sich als spezifisch um das griechische Vokalalphabet geht.¹⁵ Vor allem kommt es bei Goody zum Tragen, daß er auch in direkter Feldforschung in Afrika gearbeitet hat. Dadurch bedingt fehlt seinem Werk die arrogant gräkozentristische Attitüde, die Havelocks Bücher vielfach so schwer erträglich macht. Zudem hat Goody sich erheblich mehr als Havelock die Mühe gemacht, sich Informationen über altorientalische und ägyptische Texte zu verschaffen.

Goody betont selbst, daß er im Gegensatz zu einer früheren Untersuchung jetzt der Einführung des Alphabetes in Griechenland nicht mehr die große Bedeutung geben würde, die er ihm früher in Übereinstimmung mit Havelock zugewiesen habe. Vielmehr müsse man auch die Errungenschaft derjenigen Völker betonen, die bereits vorher Schriftsysteme gebraucht hätten.¹⁶ Hierbei kommt es ihm auch auf die damit verbundenen mentalen Prozesse an. Nach Goodys Meinung sei die geringere Flüssigkeit des Schreibvorgangs dann kein Nachteil, wenn mehr Wörter als Sprache niedergeschrieben würden. In diesem Falle sei es sogar ein Vorteil, wenn verbale Konzepte einen klaren räumlich abgegrenzten Rahmen hätten.

Obleich das Alphabet das Schreiben sicher leichter gemacht und für mehr Personen und Anwendungen zugänglich gemacht habe, sei auch die Erfindung von Syllabaren sowie „konsonantischen Alphabeten“ als Vereinfachung der sumerischen Logogramme ein Schritt in dieselbe Richtung, wenn auch mit weniger weitreichenden Folgen gewesen.¹⁷ Nur am Rande sei

figures du temps, Strasbourg: Presses universitaires de Strasbourg 1997, S. 109-120, dort S. 117-119; von Lieven, A., *The Carlsberg Papyri 8. Grundriß des Laufes der Sterne. Das sogenannte Nutbuch*, Kopenhagen: Museum Tusulanum Press, i.Dr.

15 Goody, J., *The Domestication of the Savage Mind*, Cambridge/London/New York/Melbourne: Cambridge University Press, 1977.

16 Goody, *Domestication*, S. 75.

17 Goody, *Domestication*, S. 75.

erwähnt, daß Goody an der Fähigkeit eines nicht kursiven Systems zweifelt, komplexe historische und literarische Kompositionen aufzuzeichnen.¹⁸ Das bezieht sich an der betreffenden Stelle konkret auf die sumerische Keilschrift, dürfte von ihm aber wohl gleichartig auch für die ägyptische Schrift gedacht sein. Ebenso betont er, und dies dient ihm wohl als Argument gegen die Fähigkeiten der Keilschrift, drei Viertel des keilschriftlichen Textmaterials beträfe Wirtschaftsvorgänge, vorrangig in Listenform.¹⁹

Beide Punkte sind allerdings sachlich nicht zutreffend. Einerseits ist es so, wie unten noch genauer ausgeführt wird, daß auch in Ägypten durchaus kursive Schreibsysteme mit relativ hoher Schreibgeschwindigkeit vorhanden sind.²⁰ Andererseits entspricht die Vorstellung, daß ein wirklich leistungsfähiges Schriftsystem vorrangig literarische, historische oder philosophische Texte hervorbringen müsse, vielleicht dem Bild, was uns die konventionelle klassische Altphilologie von der Antike bietet. Mit der Realität hat dies jedoch nichts zu tun, wie leicht zu beweisen ist, wenn man ein konkretes Fallbeispiel herausgreift, bei dem ein Querschnitt durch die realen Textzeugnisse einer antiken Siedlung möglich ist. Aus Oxyrhynchos in Ägypten stammen enorme Funde von Papyri, die in die Zehntausende gehen. Sie sind mit nur wenigen Ausnahmen in griechischer Sprache und Schrift gehalten. Nach einer Überschlagsschätzung sind von ihnen etwa ein Drittel literarischen Inhaltes – wobei „literarisch“ in der betreffenden Kategorisierung nicht eng die „schöne Literatur“, sondern auch die historischen und philosophischen Autoren einschließt.²¹ Dabei ist diese Zahl mutmaßlich noch dadurch schwerwiegend verzerrt, daß literarische Papyri in den Editionen erheblich bevorzugt behandelt worden sind, somit also das wirkliche Verhältnis sich noch deutlich zugunsten der Urkunden verschieben dürfte. Es kann sein, daß $\frac{1}{5}$ weniger als 5% der griechischen Papyri aus Ägypten wirklich literarisch sind.²²

Konkret ausgedrückt bedeutet dieser Befund aber, daß der bei weitem größere Teil derjenigen Texte, die an einem Ort und zu einer Zeit in griechischer Alphabetschrift notiert wurden, Wirtschafts- und Verwaltungszwecken und ähnlicher nichtliterarischer Kommunikation dienten. Daraus kann man nur den Schluß ziehen, daß ein derartiges Zahlenverhältnis offenbar für die Bedürfnisse einer antiken Kultur unabhängig vom verwendeten Schriftsystem vorgegeben ist. Der hohe Anteil nichtliterarischer Keilschrifttafeln kann also keineswegs als Argument für eine gegenüber der Alphabetschrift geringere Leistungsfähigkeit gelten. Wenn man eine solche nachweisen will, muß man vielmehr sauber aus dem Inhalt der Texte selbst herausargumentieren.

18 Goody, *Domestication*, S. 79.

19 Goody, *Domestication*, S. 79 f. u. 82-111.

20 Die Schreibgeschwindigkeit einer semitischen Schrift dürfte, da keine Vokale geschrieben werden, sogar höher als die der griechischen gewesen sein – bezeichnend ist, daß gerade manche heutigen Schnellschreibetechniken auf die Vokale verzichten oder sie nur durch leichte Modifikationen der Konsonanten mit ausdrücken, also semitischen Modellen (bzw. im letzteren Fall auch indischen) folgen.

21 Krüger, J., *Oxyrhynchos in der Kaiserzeit. Studien zur Topographie und Literaturrezeption*, Frankfurt u.a.: Peter Lang, 1990, S. 147.

22 So nach E-mail von Dr. Nikolaos Gonis, Oxford, 16.6.2003.

Für Ägypten sind Argumente, die vom quantitativen Verhältnis der Gattungen ausgehen, bislang nicht vorgetragen worden. Dies mag damit zusammenhängen, daß hier auch der positive Beweis schwerer zu führen ist. Aufgrund der Erhaltungsmöglichkeiten für Papyrus, der im Vergleich zur Tontafel ein erheblich empfindlicherer Textträger ist, werden nämlich Alltagstexte der Wirtschaft und Verwaltung eher benachteiligt, so daß sich ihr Überwiegen – von dem man in Ägypten grundsätzlich ausgehen kann – für die älteren Epochen schlechter konkret nachweisen läßt. In Oxyrhynchos, das ich als Beispiel für die Verteilung der Textgattung im griechischen Bereich angeführt habe, wurden übrigens auch zeitgleiche ägyptische Papyri gefunden, die ganz überwiegend als wenigstens im weitesten Sinne literarisch zu klassifizieren sind.

Im Zusammenhang mit der Besprechung der Listen erwähnt Goody die chinesische und die ägyptische Schrift als Beispiele logographischer Systeme, die immens lange Zeichenlisten brauchten.²³ Ohne den Widerspruch besonders zu bemerken, stellt er allerdings an anderer Stelle seines Buches fest, die alphabetische Idee sei bereits in Ägypten aufgekommen.²⁴ Auf die Frage nach dem Umfang des ägyptischen Schriftsystems werde ich noch genauer eingehen, bereits jetzt sei jedoch herausgestellt, daß Ägypten selbstverständlich nicht als Beispiel eines „logographischen“ Systems herangezogen werden darf – die meisten Wörter werden nicht einfach mit einem Zeichen geschrieben, das sie darstellt.

Da es für die Bewertung komplexerer Zeichensysteme und ihrer Ersetzung durch Alphabete (wie sie unten für Ägypten angesprochen wird) nicht ganz irrelevant ist, sei noch ein Punkt herausgegriffen. Goody behauptet, in Syrien sei das Akkadische allmählich von der Umgangssprache abgelöst worden, die Keilschrift habe aber erst durch die Erfindung des konsonantischen Alphabets ihre Stellung in der Erziehung verloren.²⁵ Diese Theorie dürfte nicht zutreffen. Tatsächlich beruht die Aufgabe der Keilschrift in der Levante auf ganz anderen Faktoren. Mit dem Zusammenbruch der spätbronzezeitlichen Herrschaftssysteme und Wirtschaftsnetze gingen diejenigen Institutionen verloren, die vorher den Gebrauch der Keilschrift sinnvoll gemacht haben. Damit entstand ein gewisses Vakuum, in dem erst die alphabetische Konsonantenschrift, die nachweislich bereits längst vorher als System in voller Leistungsfähigkeit vorhanden war,²⁶ ihre dominante Stellung erreichen konnte.

Zusammengenommen spielt die Hieroglyphenschrift in Goodys Ansatz eine relativ geringe Rolle. Stärker wird dagegen die Keilschrift in die Argumentation einbezogen. Das Zurückgreifen auf Publikationen der jeweiligen Fachspezialisten, insbesondere aus dem Bereich der Altorientalistik, gestaltet sich schon erheblich qualitätvoller als bei Havelock. Gelegentliche Lücken

²³ Goody, *Domestication*, S. 83.

²⁴ Goody, *Domestication*, S. 85.

²⁵ Goody, *Domestication*, S. 99.

²⁶ Zu den Zeugnissen im 2. Jahrtausend v. Chr. s. Sass, B., *The Genesis of the Alphabet and its Development in the Second Millennium B.C.*, Ägypten und Altes Testament 13, Wiesbaden: Harrassowitz 1988.

und Mißverständnisse bleiben allerdings nicht aus, so daß nicht alle Schlußfolgerungen voll gerechtfertigt sind. Dennoch dürften m.E. wesentliche Teile seines Werkes von Relevanz bleiben, auch wenn sie im vorliegenden Rahmen nicht im Detail angesprochen werden konnten.

Ein nochmals ganz eigenes Kaliber stellt Powells Buch über die Erfindung des Alphabetes im Zusammenhang mit der Abfassung der homerischen Epen dar.²⁷ Powells Grundthese besteht darin, daß eine einzelne Person – von ihm als „Adapter“ bezeichnet – dafür verantwortlich gewesen sei, das ihm vorliegende phönizische Konsonantenalphabet durch die Erfindung der Vokalzeichen für die Aufzeichnung griechischer Sprache voll funktionsfähig zu machen. Diesen einen singulären Schöpfungsakt will er mit der schriftlichen Fixierung der homerischen Gesänge verbinden. Powells Hauptthesen können hier nicht adäquat diskutiert werden, obgleich es m.E. genug darin gibt, was zum Widerspruch anregt oder a priori unplausibel erscheint.²⁸ Jedoch versucht Powell, und dies macht zu einem nicht geringen Teil den Reiz seines Buches aus, anhand konkreter Beispiele das Funktionieren frühgriechischer Inschriften im Vergleich zu voralphabetischen bzw. konsonantisch-alphabetischen Schriftsystemen zu zeigen. So finden sich kurze Beispiele ägyptischer und phönizischer Texte sowie eines griechischen, der aber in zypriotischer Silbenschrift abgefaßt ist. Es ist anzuerkennen, daß Powell sich hier ernsthaft in die betreffenden Philologien eingearbeitet hat und dadurch auch auf einem Niveau diskutiert, bei dem man im Detail argumentieren kann, statt nur zuzustimmen oder die Thesen en bloc verwerfen zu können, wie es bei Havelock der Fall ist.

Dennoch bleiben auch hier Schwächen in der Argumentation nicht aus, wie anhand der Behandlung der ägyptischen Schrift illustriert werden soll. Zunächst stellt Powell fest, das griechische Alphabet sei das erste, das den Leser unabhängig von Sprachkenntnis über den Klang der Worte informiert.²⁹ Das ist allenfalls sehr bedingt zutreffend, ja eigentlich falsch. Einerseits wird die Kapazität des Griechischen zur Wiedergabe von Lauten durch das vorhandene Phoneminventar des Griechischen stark eingeengt. Eine Umsetzung semitischer oder ägyptischer Sprache in griechische Buchstaben bringt, da etliche konsonantische Phoneme dieser Sprachen dabei verloren gehen oder zusammenfallen würden, einen erheblichen Informationsverlust mit sich und würde nur eine sehr approximative Angabe der realen Aussprache bringen.

27 Powell, B., *Homer and the Origin of the Greek Alphabet*, Cambridge/New York/Port Chester/Melbourne/Sydney: Cambridge University Press, 1991.

28 Hinsichtlich der Diskussion über die Datierung der Übernahme des Alphabetes von den Phöniziern sei immerhin auf Ruijgh, C. J., „La date de la création de l'alphabet grec et celle de l'épopée homérique“, *Bibliotheca Orientalis* 54, 1997, Sp. 533-603 hingewiesen, wo ein Frühansatz vertreten wird, der Powells Theorien deutlich zuwider laufen würde, zudem auch eine primäre Verwendung der Schrift in Griechenland für ökonomische Zwecke. Sp. 579 f. zeigt Ruijgh auch mit Recht, daß eine Schreibung des Anfangs der Ilias nach phönizischer Orthographie erheblich mehr Schriftzeichen gebrauchen würde (41 statt 24), als Powell annimmt, der einfach alles, was nach griechischer Klassifikation als Vokal gezählt wird, ersatzlos streicht.

29 Powell, *Homer*, S. 3.

Andererseits ist etwa die mesopotamische Keilschrift, da sie Vokale angibt, zur Wiedergabe des Klanges unabhängig von der Sprachkenntnis ebenfalls geeignet. Für die Hieroglyphenschrift, in der Vokale normalerweise nicht geschrieben werden, ist die Situation weniger eindeutig, doch gibt es dort spezielle Anwendungen der sogenannten „syllabischen“ Schrift, bei der in der Forschung zumindest diskutiert wird, inwieweit sie die Intention hat, auch Vokale von Wörtern approximativ wiederzugeben.³⁰ Auf jeden Fall sollte man fairerweise sagen, daß man zwar Griechisch sicher besser in griechischer als in ägyptischer Schrift wiedergeben konnte, umgekehrt aber auch ägyptische Sprache besser und eindeutiger in ägyptischer als in griechischer Schrift. Bezeichnend ist, daß es aus der Römerzeit einen ägyptischen Text gibt, der in griechischer Vokalschrift und sogar noch mit Zusatzzeichen für im Griechischen nicht existente Phoneme abgefaßt ist.³¹ Dennoch ist die Ägyptologie von einem einhellig akzeptierten gesicherten Verständnis weit entfernt. Wäre er dagegen in einem indigen ägyptischen Schriftsystem gehalten, hätte man zweifellos weitgehende Einigkeit über sein Verständnis erreicht. Die Deutung von ägyptischsprachigen magischen Formeln, die rein in griechischer Sprache ohne Zusatzzeichen wiedergegeben sind, gestaltet sich vollends als Hasardspiel.

Hier wird man schärfer analysieren müssen. Die Griechen haben bei der Übernahme der Alphabetschrift die Notation der Vokale aufgebracht, was ein wichtiger Schritt in Richtung auf eine adäquate Verschriftlichung jeder beliebigen Sprache war. Jedoch haben sie beim Inventar konsonantischer Phoneme gegenüber dem Zustand der nordwestsemitischen Schrift einen deutlichen Rückschritt gemacht, der nur durch den vergleichsweise geringeren Bestand des griechischen Lautsystems in diesem Bereich tragbar war. Um dagegen die Alphabetschrift wirklich so verwenden zu können, daß sämtliche Phoneme angemessen dargestellt wurden, waren drei weitere Entwicklungsrichtungen möglich, die auch alle konkret begangen wurden. Der erste besteht darin, Kombinationen von zwei oder drei Buchstaben zu definieren, die für ein im Grundbestand nicht vorhandenes Phonem stehen – so wird etwa [ō] im Französischen als ch, im Englischen als sh, im Deutschen als sch und im Italienischen als sc mit nachfolgendem hellen Vokal geschrieben.³² Die zweite Option besteht darin, die Buchstaben mit zusätzlichen diakritischen Markierungen zu versehen, wie es heute vor allem bei der Notation von slawischen Sprachen geschieht, sofern sie mit Ableitungen

30 Dazu s. in neuerer Zeit Zeidler, J., „A New Approach to the Late Egyptian 'Syllabic Orthography'“, in: *Sesto Congresso Internazionale di Egittologia, Atti volume II*, Turin: Italgas, 1993, S. 579-590.

31 Osing, J., *Der spätägyptische Papyrus BM 10808*, Ägyptologische Abhandlungen 33, Wiesbaden: Harrassowitz 1976; dazu sehr kritische Rezension von Shisha-Halevy, A., *Journal of Egyptian Archaeology* 66, 1980, S. 181-186; s. auch Sederholm, V. H., *The Identity and Significance of the Enemy of Osiris in Papyrus British Museum 10808*, Dissertation Los Angeles 2001.

32 Die Variabilität der Möglichkeiten illustriert zudem ganz gut den offensichtlichen Befund, daß das griechische Alphabet bzw. die davon abgeleiteten Schriften es keineswegs ermöglichen, exakte Kenntnis der Aussprache ohne Kenntnis der jeweiligen Sprache zu gewinnen.

der lateinischen Schrift fixiert werden. Der dritte Weg geht dahin, zusätzliche alphabetische Grapheme zu definieren, wie es etwa bei der Entwicklung der armenischen, georgischen oder kyrillischen Schrift geschehen ist. Alle diese Optionen sind für die Möglichkeit, den Leser unabhängig von der Sprachkenntnis über den Klang einer Sprache zu informieren, kaum weniger relevant als die Definition der Vokalzeichen.

Hinzu muß noch eine weitere Frage kommen. Wie relevant war in der Antike einerseits an sich das Phänomen, eine Schrift, aber nicht die damit notierte Sprache zu kennen? Und weitergehend, selbst wenn jemand die griechischen Buchstaben beherrschte, die griechische Sprache dagegen nicht oder nur in geringem Umfang, welches Interesse würde es für ihn bedeuten haben, einen griechischen Text lautlich rezipieren und so seinen Klang (von Details wie dem Akzent abgesehen) approximativ richtig wahrnehmen zu können? Wer würde heutzutage schon seitenweise Finnisch lesen, nur weil die finnische Orthographie (anders als die der meisten modernen Sprachen!) realiter direkt der Aussprache folgt, wenn er kein Finnisch kann? Für die Leistungsfähigkeit einer Schrift innerhalb der sie benutzenden Kultur ist dieser Punkt ohnehin nicht relevant. Hier scheint also, wie es unten noch mehrfach gezeigt werden wird, eine unangemessene Außensicht an die Dinge herangetragen worden zu sein.

Bemerkenswert ist, wie Powell seine Hochschätzung der griechischen Schriftsysteme auch auf die gegenüber dem Alphabet weniger leistungsfähigen Stufen von Linear B und zypriotischer Silbenschrift überträgt. So meint er, Linear B sei zur Wiedergabe des Griechischen besser geeignet als die Hieroglyphen zur Wiedergabe des Ägyptischen;³³ im Vergleich zur zypriotischen Silbenschrift habe das Phönizische die Präzision der Schreibung bei Konsonanten übertrieben, dafür aber die Angabe der Vokale ganz ignoriert und sei deshalb weniger leistungsfähig. Tatsächlich wird dem Phönizischen speziell vorgeworfen, alle Theorien über seine Aussprache müßten auf kompliziertem Vergleichsmaterial beruhen.³⁴

Dieser Ansatz ist kaum berechtigt. Einerseits überschätzt Powell die Unklarheit der ägyptischen Schrift ganz erheblich, andererseits ist sein Standpunkt zum Phönizischen evident falsch. Wenn, wie er selbst zugibt, die zypriotische Silbenschrift strukturell unfähig ist, zwischen den Wörtern ἄνθρωπος „Mensch“, ἄρρητος „unveränderlich“ und ἀτροφος „unernährt“ zu unterscheiden,³⁵ schafft sie eindeutig Ambiguitäten, die weit über das Maß dessen hinausgehen, was in den ägyptischen oder phönizischen Schriftsystemen vorkommt. Zudem ist die Differenzierung der Konsonanten im Phönizischen keineswegs „exaggerated“, sondern vielmehr das Mindestmaß dessen, was aufgrund realer phonematischer Unterscheidungen gebraucht wird.

Der Vorwurf, man bedürfe zur Rekonstruktion der Aussprache des Phönizischen komplizierter Vergleichungsverfahren, greift daneben und wird dem

33 Powell, *Homer*, S. 68 Anm. 2.

34 Powell, *Homer*, S. 106.

35 Powell, *Homer*, S. 100.

Einsatz der Schrift nicht gerecht. Ein Phönizier, der sein Schriftsystem verwendete, wußte selbstverständlich, wie er seine eigene Sprache aussprach und man kann ihn kaum dafür tadeln, daß er nicht mit der Neugier von einigen wenigen Forschern über 2000 Jahre später gerechnet hat. Im Übrigen ist auch die genaue Aussprache des frühen Griechisch Gegenstand komplizierter Rekonstruktionsverfahren. Das reale Funktionieren der Schrift für ihre Verwender – und darauf muß es hier ankommen – hängt nicht daran, sondern einzig an der Frage, wie sehr das Fehlen von Vokalangaben Ambiguitäten geschaffen oder den Ausdruck bestimmter Form- und Gedankenelemente verhindert hat. Tatsächlich hat der Verzicht auf Vokalangaben sogar den Vorteil, daß die Lesefähigkeit über räumliche und zeitliche Grenzen hin besser gewahrt bleibt, da sie von dialektalen oder diachronen Lautverschiebungen im vokalischen Bereich nicht tangiert wird.

Um eben die Leistungsfähigkeit des ägyptischen Schriftsystems zu prüfen, wird es also gehen; und damit komme ich zu einer kritischen Beurteilung von Powells Behandlung konkreter ägyptischer Texte.³⁶ Positiv festzuhalten ist, daß er sich überhaupt die Mühe macht, einen Originaltext unter diesem Gesichtspunkt durchzuarbeiten. Negativ muß man allerdings bemerken, daß dies doch auf einem nicht voll professionellen Niveau geschieht, und damit ein unangemessenes Bild davon gezeichnet wird, wie leicht oder schwer ein ägyptischer Text für einen Ägypter war.

Als erstes behandelt Powell den orthographischen Unterschied von *s ʾh* „Orion“ und *s ʾh* „Zehe“.³⁷ Er stellt fest, das Ägyptische habe fünf Zeichen gebraucht, um sichere phonetische Informationen zu geben, und ein weiteres, um den semantischen Unterschied von „Orion“ und „Zehe“ auszudrücken, über den Klang des Wortes habe man aber keine Vorstellungen. Das Problem dieser Argumentation ist leider, daß sie den vielfältigen realen Schreibmöglichkeiten beider Wörter nicht gerecht wird, bei denen fallweise auch erheblich weniger Zeichen als ausreichende Information über die Lautform galten. Tatsächlich sind viele der Zeichen in der Schreibung beider Wörter optional. Die Frage der Aussprache nimmt wieder in einer unangemessenen Weise den Außenstandpunkt ein. Ein Ägypter wußte, wie er seine Sprache aussprach, und für die Leistungsfähigkeit des Schriftsystems ist die Frage, ob er es aus der Schrift nochmals erfährt, zweitrangig gegenüber der Frage, ob die Schrift es ihm ermöglicht, das Wort zu erkennen – und dies tut die ägyptische Schrift ganz offensichtlich. Tatsächlich tut sie es in gewissem Sinne sogar besser als die griechische oder lateinische Schrift. In der ägyptischen Schrift gibt es nämlich neben der lautlichen Komponente auch eine semantische, und diese ermöglicht es, auch Homophone distinktiv zu schreiben, also eben „Orion“ und „Zeh“ auch dann zu differenzieren, wenn die Aussprache identisch sein sollte – was eine rein phonetische Schrift nicht leisten kann.

Anschließend kommt Powell zur Besprechung eines Verses aus der Weisheitslehre des Amenemope. In der Durchführung braucht er etwas über

³⁶ Powell, *Homer*, S. 76-88.

³⁷ Powell, *Homer*, S. 79 f.

sechs Seiten englischen Text, um eine einzige Zeile Ägyptisch durchzusprechen – und das ist ein völlig inadäquates Vorgehen, denn der betreffende ägyptische Text ist sprachlich und graphisch derart simpel, daß ein gut geschulter Ägyptologe ihn in etwa 1 bis 2 Sekunden vom Blatt richtig lesen und korrekt übersetzen kann. Ich würde davon ausgehen, daß ein gebürtiger Ägypter, der in der Sprache groß geworden ist und mit der Schrift noch viel alltäglicher als jeder Ägyptologe konfrontiert wurde, es eher noch schneller geschafft hätte.

Auf philologische Probleme in den Details will ich hier nicht eingehen, nur ein Punkt sei noch bemerkt. Die Behauptung, ein moderner Forscher würde von den „semantic complements“ (schlechte Terminologie für Determinative) kaum etwas lernen, sondern suche immer nach den phonetischen Elementen, um das Wort im Wörterbuch nachschlagen zu können,³⁸ trifft nicht zu. Einerseits sind die Determinative auch für den heutigen Forscher eine wichtige Hilfe, wenn etwa die Bedeutung eines bislang unbekanntes oder selten belegten Wortes wenigstens im Groben festgelegt werden soll. Andererseits sind sie inzwischen sogar selbst zu einem Objekt forschersicher Neugier geworden, da sich daran einiges über ägyptische Klassifikationssysteme und ägyptisches Denken überhaupt lernen läßt.³⁹ Tatsächlich leistet die Orthographie, und zwar nicht nur die Determinative, sondern auch die Art der phonetischen Elemente in einem Wort, erhebliches für die Festlegung der Bedeutung. Wer nur anhand einer phonetischen Reduktion versuchen würde, einen ägyptischen Text zu lesen, würde weit mehr Irrtümer begehen als derjenige, der die Orthographie mit all ihren über eine rein phonetische Umsetzung hinausgehenden Informationen ernst nimmt.

Auffälligerweise stellt Powell sich beim Ägyptischen, ebenso wie beim Phönizischen, auf den Standpunkt eines Außenstehenden, der Ägyptisch nicht kann. Bei der Behandlung griechischer Texte nimmt er dagegen durchweg die Innensicht ein, der Griechisch als Sprache selbstverständlich ist. D.h. etwa, daß wir dort nie erfahren, wie ein Leser von der konkret geschriebenen flektierten Form auf eine im Lexikon nachschlagbare Grundform kommen könnte, obgleich eine solche Problemstellung auf demselben Niveau gewesen wäre wie das, was er bei den orientalischen Schriften thematisiert und dann dem System als Mangel ankreidet.

Bezeichnend dafür, wie Powell sein eigenes Gefühl von der Überlegenheit der griechischen gegenüber der ägyptischen oder mesopotamischen Schrift auch in die Antike zurückprojiziert, ist, daß er bereits ganz zu Anfang seines Werkes behauptet, kein Grieche habe je eine der älteren Schriften gelernt.⁴⁰ Eine solche Behauptung ist derart apodiktisch, daß mit ihr forschersicher schwer umzugehen ist. Tatsächlich ist es logisch stringent nicht mög-

38 Powell, *Homer*, S. 87.

39 Vgl. etwa Goldwasser, O., *From Icon to Metaphor. Studies in the Semiotics of the Hieroglyphs*, *Orbis Biblicus et Orientalis* 142, Freiburg/Göttingen: Universitätsverlag Freiburg/Vandenhoeck & Ruprecht 1995; dies., *Prophets, Lovers and Giraffes. Word Classification in Ancient Egypt*, *Göttinger Orientforschungen* IV/38, Wiesbaden: Harrassowitz 2002.

40 Powell, *Homer*, S. 1f.

lich, den Nachweis zu führen, daß nie ein Grieche die betreffenden Schriften gelernt habe. Methodisch korrekt könnte man allenfalls feststellen, wenn es dafür keine positiven Nachweise gäbe, ließe sich als Hypothese aufstellen, daß die Griechen sich nicht um Kenntnis der älteren Schriftsysteme bemüht hätten.

Auch in dieser Form ist die Behauptung jedoch nicht zu halten. Tatsächlich gibt es sowohl literarische als auch dokumentarische Belege, die das Gegenteil zeigen. Ich beginne mit einem sehr substantiellen Fall, nämlich dem des Pythagoras.⁴¹ Für ihn gibt es zahlreiche antike Berichte, daß er lange Jahre in Ägypten von den dortigen Priestern gelernt habe. Die wohl expliziteste Angabe findet sich bei Lukian, Gallus, 18, wo es heißt, daß Pythagoras nach Ägypten kam, um dort bei den Propheten zu studieren. Dabei habe er die Bücher der Isis und des Horus auswendig gelernt.⁴² Man darf annehmen, daß ihm dies schmerzlich gefallen wäre, wenn er die ägyptischen Schriftzeichen nicht hätte lesen können. Ebenso behauptet Valerius Maximus, Pythagoras habe in Ägypten die dortigen Schriften gelernt, die Notizen der Priester früherer Zeiten studiert und so viele Himmelsbeobachtungen erfahren.⁴³ Auch Antiphon bei Diogenes Laertius VIII, 3 gibt an, Pythagoras habe Ägyptisch gelernt.⁴⁴ Obgleich dies diejenigen Angaben sind, die Pythagoras am explizitesten mit ägyptischer Schrift und Sprache verbinden, sind in der Antike auch sonst reichlich Überlieferungen zu fassen, die ihn als Schüler der ägyptischen Priester sehen,⁴⁵ so Isokrates, Busiris, 28;⁴⁶ Antiphon, bei Porphyr. Vita. Pythag. 7-8;⁴⁷ Diodor, I, 69 u. 98;⁴⁸ Plinius,

41 Vgl. hierzu auch Froidefond, Chr., *Le mirage égyptien dans la littérature grecque d'Homère à Aristote*, Aix-en-Provence: Ophrys 1971, S. 159-161; Assmann, J., 'Pythagoras und Lucius: Zwei Formen ägyptischer Mysterien', in: J. Assmann, M. Bommas (Hrsg.), *Ägyptische Mysterien?*, München: Fink 2002, S. 59-75, bes. S. 60f.; Staab, G., *Pythagoras in der Spätantike, Beiträge zur Altertumskunde* 165, München: Saur 2002, S. 37 Anm. 65 mit Verweisen. Im Folgenden verweise ich, wo möglich, auf die für Ägyptologen bequeme Zusammenstellung der Originaltexte bei Hopfner, Th., *Fontes historiae religionis aegyptiacae*, Bonn: A. Markus, E. Weber 1922-1925.

42 Harmon, A. M., *The Loeb Classical Library. Lucian with an English Translation, Volume II*, London/Cambridge, MA: Harvard University Press 1915; ND 1953, S. 206-209; McLeod, M. D., *Luciani Opera, Tomus I. Libelli 1-25*, Oxford: Oxford University Press 1972, S. 264 Z. 9-11; Bompaire, J., *Lucien, œuvres, tome III. Opuscules 21-25*, Paris: Belles Lettres 2003, S. 130; bei Hopfner, *Fontes* nicht aufgenommen.

43 Valerius Maximus, *Facta et dicta memorabilia* VIII, 7, 2, s. Briscoe, J., *Valerii Maximi facta et dicta memorabilia, Vol. II. Libri VII-IX*, Stuttgart/Leipzig: Teubner 1998, S. 522; Hopfner, *Fontes*, S. 781.

44 Marcovic, M., *Diogenis Laertii vitae philosophorum Vol. I. Libri I-X*, Stuttgart/Leipzig: Teubner 1999, S. 574.

45 Eine nicht ganz vollständige Liste bei Hopfner, Th., *Plutarch über Isis und Osiris, II. Teil. Die Deutungen der Sage*, Prag: Orientalisches Institut 1941, S. 88 f.

46 Mathieu, G., Brémond, É., *Isocrate, Discours, tome I*, Paris: Belles Lettres 1956, S. 195; Mandilaras, B. G., *Isocrates Opera omnia vol. II*, München/Leipzig: Saur 2003, S. 278 f.; Hopfner, *Fontes*, S. 50.

47 des Places, E., Porphyre, *Vie de Pythagore. Lettre à Marcella*, Paris: Belles Lettres 1982, S. 39; Hopfner, *Fontes*, S. 769.

48 Chamoux, F., Bertrac, P., Vernière, Y., *Diodore de Sicile, bibliothèque historique. Introduction générale, Livre I*, Paris: Belles Lettres 1993, S. 135 u. 180; Hopfner, *Fontes*, S. 119 u.

Nat. hist. XXXVI, 9 (71);⁴⁹ Josephus, *Contra Apionem* I, 2 (14);⁵⁰ Plutarch, *De Iside* 10 (354 DE);⁵¹ ders., *Quaest. Conv.*, VIII 8,2 (729 A);⁵² Clemens Alexandrinus, *Stromata* I, 15, 66 u. 69;⁵³ Hippolytus, *Refutatio* VI, 21, 3;⁵⁴ Philostratos, *Leben des Apollonius*, VIII, 7;⁵⁵ Diogenes Laertius, VIII, 1, 2;⁵⁶ Eusebius, *Constant. Orat.* 9;⁵⁷ Porphyrius, *Vita Pythagori* 6f.; 11 f.;⁵⁸ Jamblich, *De mysteriis* I, 1;⁵⁹ ders., *De vita pythagorica*, 14-19;⁶⁰ ders. (?), *Theol. Arithm.*, p. 40 Ast;⁶¹ Libanius, *Epist.* 1274, 3;⁶² Ammianus Marcellinus, *Res Gestae* XXII 16 (21);⁶³ Cyrillus Alex., *Contra Julianum* I, 15, Migne, PG 76, S. 524 f.;⁶⁴ Theodoret, *Curatio* I, 12 u. 15;⁶⁵ Kosmas Indikopleustes, *Topo-*

137 f. An letzterer Stelle wird speziell angegeben, er habe dort alles über Zahlen, Geometrie und Seelenwanderung gelernt.

- 49 André, J., Bloch, R., Rouveret, A., *Pline l'ancien, histoire naturelle, livre XXXVI*, Paris: Belles Lettres 1981, S. 74 u. 181; Hopfner, *Fontes*, S. 198. Der dort genannte König Psemetnepserphreus ist ungeachtet leichter Verzerrung unschwer als Psammetich II. *bfr-ib-r'* (595-589 v. Chr.) zu erkennen – was allerdings im Hinblick auf die üblicherweise angenommene Geburt des Pythagoras um 570 v. Chr. Probleme aufwirft.
- 50 Niese, B., *Flavii Iosephi Opera, vol. V. De Iudaeorum vetustate sive contra apionem libri II*, Berlin: Weidman 1955, S. 5, Z. 12; Hopfner, *Fontes*, S. 217.
- 51 Griffiths, J. G., *Plutarch's De Iside et Osiride*, Swansea: University of Wales 1970, S. 130 f.; Froidefond, Chr., *Plutarque, œuvres morales, Tome V – 2^{ème} partie. Isis et Osiris*, Paris 1988, S. 185; Hopfner, *Fontes*, S. 224.
- 52 Frazier, F., Sirinelli, J., *Plutarque, œuvres morales, Tome IX, troisième partie. Propos de table, livres VII-IX*, Paris: Belles Lettres 1996, S. 110 u. 243 f., Hopfner, *Fontes*, S. 263.
- 53 Mondésert, C., Caster, M., *Clément d'Alexandrie, les Stromates. Stromate I*, Sources chrétiennes 30, Paris: Éditions du cerf 1951, S. 98 f.; Hopfner, *Fontes*, S. 368 f.
- 54 Marcovich, M., *Hippolytus, Refutatio omnium Haeresium*, Patristische Texte und Studien 25, Berlin, New York: De Gruyter 1986, S. 229; Hopfner, *Fontes*, S. 436.
- 55 Kaiser, C. L., *Flavii Philostrati Opera, Vol. I*, Leipzig: Teubner 1870, ND Hildesheim: Olms 1964, S. 307, Z. 30 f.; Hopfner, *Fontes*, S. 447.
- 56 Marcovich, *Diogenes Laertius, Vol. I*, S. 573, Z. 14; Hopfner, *Fontes*, S. 431.
- 57 Heikel, I., *Eusebs Werke, erster Band. Über das Leben Constantins. Konstantins Rede an die heilige Versammlung. Tricennatsrede an Constantin*, Leipzig: J.C. Hinrichs 1902, S. 163, Z. 11-15; Hopfner, *Fontes*, S. 480.
- 58 des Places, *Porphyre, Vie de Pythagore. Lettre à Marcella*, S. 38 f.; 41
- 59 des Places, E., *Jamblique, les mystères d'Égypte*, Paris: Belles Lettres 1966, S. 39; Hopfner, *Fontes*, S. 497.
- 60 Dillon, J., Hershbell, J., *Iamblichus, On the Pythagorean Way of Life*, Atlanta: Scholars Press 1991, S. 40-45; Hopfner, *Fontes*, S. 495-497.
- 61 De Falco, V., Klein, U., *[Iamblichij] theologumena arithmetica*, Stuttgart: Teubner 1975, S. 53; Hopfner, *Fontes*, S. 63 mit Zuschreibung an Aristoxenus Tarentinus.
- 62 Foerster, R., *Libanius, Opera, vol. XI, Epistulae 840-1544 etc.*, Leipzig: Teubner 1921, S. 350; Hopfner, *Fontes*, S. 545.
- 63 Seyfarth, W., *Ammiani Marcellini rerum gestarum libir qui supersunt, vol. I. Libri XIV-XXV*, Leipzig: Teubner 1978, S. 292; Fontaine, J., Frézouls, E., Berger, J.-D., *Ammien Marcellin, histoire, tome III. Livres XX-XXII*, Paris: Belles Lettres 1996, S. 146; Hopfner, *Fontes*, S. 553.
- 64 Hopfner, *Fontes*, S. 655. Die Neuedition durch Charbot, J.-B., Tonneau, R. M., CSCO 140 (1953) ist mir derzeit nicht zugänglich.
- 65 Canivet, P., *Théodoret de Cyr, Thérapeutique des maladies helléniques*, Sources chrétiennes 57, Paris: Éditions du cerf 1958, S. 106 f.; Hopfner, *Fontes*, S. 668.

graphia christiana 3, 1;⁶⁶ Zacharias Scholasticus, Dial. Ammon. 174/75;⁶⁷ Platonscholion, In Remp. 600B;⁶⁸ Suda, s.v. dogmat. . . zei u. PuqagÖraj.⁶⁹ Von Plutarch (De Iside Kap. 10; 354 EF) wird auch die rätselhafte Natur der Hieroglyphen explizit als Vorbild der pythagoräischen Akousmata genannt.⁷⁰ Tatsächlich halte ich es für wahrscheinlich, daß diese Lehrsprüche reale Verbindung mit der spätägyptischen Weisheitsliteratur haben, ja Pythagoras den Begriff „Philosoph“ möglicherweise sogar aus ägyptischer Terminologie übernommen hat,⁷¹ doch muß der Nachweis an anderer Stelle erfolgen, zumal dafür auch unveröffentlichte Quellen von größerer Wichtigkeit sind.

Auch der Astronom Eudoxos wird vielfach als Schüler der ägyptischen Priester dargestellt.⁷² Man schreibt ihm sogar zu, er habe ägyptische Tiergeschichten, nämlich „Hundedialoge“, ins Griechische übersetzt.⁷³ U.a. gibt Seneca, Naturales quaestiones VII, III, 2 an, er habe aus Ägypten Bahnbeschreibungen der Planeten nach Griechenland mitgebracht;⁷⁴ auch Diodor I, 98, 4 gibt an, Eudoxos habe nach Meinung der Ägypter viele astrono-

66 Wolska-Conus, W., *Cosmas Indicopleustès, topographie chrétienne, tome I (Livres I-IV)*, Sources chrétiennes 141, Paris: Éditions du cerf 1968, S. 437 f.; englische Übersetzung bei Vasunia, Ph., *The Gift of the Nile. Hellenizing Egypt from Aeschylus to Alexander*, Berkeley, Los Angeles, London: University of California Press, S. 300.

67 Boissonade, F., *Aeneas et Zacharias*, Paris: Firmin-Didot 1836, S. 102; Hopfner, *Fontes*, S. 678.

68 Hermann, C. F., *Platonis Dialogi secundum Thrasylli tetralogias dispositi*, Leipzig: Teubner 1894, S. 360; Hopfner, *Fontes*, S. 707.

69 Adler, A., *Suidae Lexicon, Pars II. D-Q*, Leipzig: Teubner 1931, S. 123 Z. 20 f., dies., *Suidae Lexicon, Pars IV. P-Y*, Leipzig: Teubner 1935, S. 262 Z. 20; Hopfner, *Fontes*, S. 749 u. 752.

70 Griffiths, *Plutarch's De Iside*, S. 130-133 u. 287 f.; Froidefond, *Plutarque, Isis et Osiris*, S. 185 u. 261.

71 Zur Frage, ob Pythagoras sich tatsächlich als erster als „Philosoph“ bezeichnet hat, wie die antike Tradition einhellig angibt, s. Riedweg, Chr., *Pythagoras. Leben · Lehre · Nachwirkung*, München: C.H. Beck 2002, S. 120-128. Der Begriff φιλοσοφία bedeutet auf Griechisch „der die Weisheit liebt“, eben dies ist aber in der ägyptischen Formulierung *mr-rX* Bezeichnung des Gesprächspartners des Weisheitsgottes in einem hochwichtigen spekulativen Dialog, dem sogenannten Thotbuch, dessen Edition durch Jasnow und Zauzich bevorsteht.

72 Die Stellen sind gesammelt bei Lasserre, F., *Die Fragmente des Eudoxos von Knidos*, Berlin: De Gruyter 1966, S. 4-10, dort S. 139-141 zum Besuch in Ägypten allgemein; S. 100-111 Fragmente aus Eudoxos' 2. Buch (über Ägypten); englische Übersetzung Vasunia, *Gift of the Nile*, S. 298-302.

73 Aufenthalt in Ägypten: Diodor I, 98; Strabo XVII, 1, 29 f. (806); Seneca, Naturales Quaestiones VII 3, 2; Plinius, NH 2, 47; Plutarch, De Iside 10; Clemens Alexandrinus, Stromata I, 15, 69; Philostratos, Vita Apollonii I 34; ders., Vit. Sophist. I, 1; Jamblich, De Mysteriis I, 1; Kosmas Indicopleustes, Topographia christiana III, 1. Speziell Erwähnung der „Hundedialoge“ Diogenes Laertios VIII 8, 3 (89) (nicht bei Hopfner, *Fontes*). S. dazu Yoyotte, J., Charvet, P., Gompertz, St., *Strabon, le voyage en Égypte*, Paris: NiL édition 1997, S. 130f.; Knight, M., *A Geographic, Archaeological, and Scientific Commentary on Strabo's Egypt (Geographika, Book 17, Sections 1-2) with an Appendix on the Libyan Chapters*, Dissertation New York 1998, S. 235 f. u. 240 f.; speziell zur Übersetzungstätigkeit von Bissing, F. W., „Eudoxos' von Knidos Aufenthalt in Ägypten und seine Übertragung ägyptischer Tierfabeln“, *Forschungen und Fortschritte* 25, 1949, S. 225-230; Griffiths, J. G., „A Translation from the Egyptian by Eudoxus“, *The Classical Quarterly* NS 15, 1965, S. 75-78.

74 Ultramare, P., *Sénèque, questions naturelles, tomes II (Livres IV-VIII)*, Paris: Beiles Lettres 1929, S. 303; Hine, H. M., *L. Annaei Senecae naturalium quaestionum libros*, Stuttgart/Leipzig: Teubner 1996, S. 285.

mische Erkenntnisse von ihnen zu den Griechen gebracht.⁷⁵ Kompetenz im Lesen ägyptischer Schriften wird hier offenbar als selbstverständlich vorausgesetzt.

Derselbe Seneca gibt nat. quaest. VII, III, 3 vom Astronomen Konon an, er habe die von den Ägyptern beobachteten Sonnenfinsternisse zusammengestellt. Auch das dürfte ohne Kenntnis des ägyptischen Schriftsystems nicht vorstellbar gewesen sein.

In einem literarischen Text findet sich nicht nur Pythagoras, sondern auch ein Neupythagoräer als Kenner ägyptischer Schrift und Sprache. Lukian berichtet im „Lügenfreund“ (Philopseudeis, 31)⁷⁶ von einem Pythagoräer Arignotos, der in großer Menge ägyptische Bücher über Geister besitzt und dann konkret einen Geist in ägyptischer Sprache beschwört und damit auch Erfolg hat. Wenig später im selben Text (Philops. 34)⁷⁷ erfährt man, daß er bei einem ägyptischen Magier namens Pa(n)krates⁷⁸ gelernt habe, der selbst nur mittelmäßig griechisch spricht.

Nun sind all das literarische Überlieferungen, bei denen man im Einzelfall darüber streiten mag, wie vertrauenswürdig oder nicht sie sind.⁷⁹ Für die vorliegende Fragestellung ist aber weniger jeder Einzelfall wesentlich, sondern eher die mentalitätsgeschichtliche Frage. Es ist ganz offensichtlich und nicht zu bezweifeln, daß griechisch und lateinisch schreibende Autoren nicht das geringste Problem mit der Vorstellung hatten, daß große Geister ihrer Kulturen bei den Ägyptern gelernt und sich für diesen Zweck auch Kenntnisse der ägyptischen Schriftsysteme angeeignet haben.

Warum sollten sie auch zweifeln, kann man hinzufügen. Tatsächlich ist es zumal in der Ptolemäerzeit in Ägypten kaum ein sensationeller Fall gewesen, daß ein herkunftsmäßiger Grieche ägyptische Sprache und Schrift gelernt hat. Vielmehr gab es eine Vielzahl von Kontakten zwischen den Bevölkerungsgruppen, bei denen auch sprachlicher und schriftlicher Austausch stattfand.⁸⁰

75 Chamoux, F., Bertrac, P., Vernière, Y., *Diodore de Sicile, bibliothèque historique. Introduction générale, Livre I* Paris: Beiles Lettres 1993, S. 180 f.

76 Harmon, A. M., *The Loeb Classical Library. Lucian with an English Translation, Volume III*, London/Cambridge, MA: Harvard University Press 1921; ND 1947, S. 366-369; Macleod, M. D., *Luciani Opera tomus II. Libelli 26-43*, Oxford: Oxford University Press 1964, S. 194 f.; Ebner, M., Gzella, H., Nesselrath, H.-G., Ribbat, E., *Lukian, Die Lügenfreunde oder: Der Ungläubige*, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2001, S. 96-99; bei Hopfner, *Fontes* nicht aufgenommen.

77 Macleod, *Luciani Opera II*, S. 196; Ebner u.a., *Lukian*, S. 100 f.

78 Die erhaltenen Handschriften haben die Form $\nu\alpha\kappa\rho\acute{\alpha}\tau\eta\varsigma$, mutmaßlich ist dies eine Deviation der Überlieferung, die den Namen als griechisches „Allstarker“ deutet, als realer Name des Originals ist * $\nu\alpha\chi\rho\alpha\tau\eta\varsigma$ = äg. $p\ j\text{-}(n)\text{-}hrd$ „der des göttlichen Kindes“ anzusetzen. Vgl. auch Graf, F., *Gottesnähe und Schadenzauber. Die Magie in der griechisch-römischen Antike*, München: C.H. Beck 1996, S. 82 u. 231 Anm. 3.

79 Pythagoras' Reise nach Ägypten wird in neuerer Zeit etwa von Kingsley, P., „From Pythagoras to the Turba Philosophorum: Egypt and Pythagorean Tradition“, *Journal of the Warburg and Courtauld Institute* 57, 1994, S. 1-13 sehr ernst genommen, auch Riedweg, *Pythagoras*, S. 20 f. u. 76-78 neigt dazu, die Berichte nicht einfach abzutun.

80 Zu den Kontakten und Übersetzungen ägyptischer Texte ins Griechische s. zuletzt Chauveau, M., „Bilinguisme et traductions“, in: Valbelle D., Leclant, J. (Éds.), *Le décret de Memphis. Colloque de la fondation Singer-Polignac à l'occasion de la célébration du bicen-*

Der eklatanteste Fall findet sich im kurzen griechischen Brief UPZ I 148.⁸¹ Darin schreibt eine Frau dem Empfänger (eventuell ihrem Sohn), sie freue sich darüber, daß dieser die ägyptische Schrift lerne, da er dadurch gute Berufsaussichten habe, weil er sich davon realen Gewinn versprochen hat, und zwar speziell im medizinischen Bereich. Ein anderer Beleg ist weniger sicher, doch könnte die Verwendung eines typisch griechischen Schreibrohres in einem demotischen Brief der Ptolemäerzeit ein mögliches Indiz dafür sein, daß der Schreiber Grieche war.⁸²

Auch generell ist es so, daß in der Ptolemäerzeit etliche Personen, auch höhere Beamte, die herkunftsmäßig wenigstens zur Hälfte Griechen waren, sich für ägyptische Kultur interessiert und teilweise auch Inschriften in ägyptischer Sprache hinterlassen haben.⁸³ Ansonsten sei daran erinnert, daß es aus dieser Zeit auch etliche zweisprachige Archive gibt, bei denen es schwerfällt, den Eigentümer schematisch als Griechen oder Ägypter zu kategorisieren, aber durchaus im Alltagsgebrauch beide Schriften nebeneinander als sinnvolles Medium angesehen wurden.⁸⁴

Schließlich soll Kleopatra VII. Ägyptisch gekonnt haben (Plutarch, Antonius 27, 4 f.),⁸⁵ und sie wird mutmaßlich nicht nur analphabetisch rein die Sprache beherrscht haben.

Als Ergebnis dieses Überblickes kann man das Fazit ziehen, daß die Griechen keineswegs grundsätzlich darauf verzichtet haben, die älteren Schriftsysteme zu lernen. Für die Hieroglyphenschrift ist es klar auszumachen, daß es einerseits berühmte griechische geistige Größen gab, für die das Er-

tenaire de la découverte de la Pierre de Rosette, Paris : De Boccard 1999, S. 25-39; Clarysse, W., „Ptolémées et temples“, in: Valbelle/Leclant (Éds.), *Le décret de Memphis*, S. 41-65; Quack, J. F., „Ich bin Isis, Herrin der beiden Länder“. Versuch zum demotischen Hintergrund der memphitischen Isisaretalogie“, in: *Egypt, Temple of the Whole World*, hg. v. Meyer, S., Leiden: Brill 2003, S. 319-366, dort S. 326-332. S. auch die Beiträge von Rochette, B., „Traducteurs et traductions dans l'Égypte gréco-romaine“, *Chronique d'Égypte* 69, 1994, S. 313-322; ders., „Sur le bilinguisme dans l'Égypte gréco-romaine“, *Chronique d'Égypte* 71, 1996, S. 153-168, die von der ägyptologischen Seite her ziemlich ergänzungs- und korrekturbedürftig sind.

- 81 Wilcken, U., *Urkunden der Ptolemäerzeit (Ältere Funde)*, Erster Band. *Papyri aus Unterägypten*, Berlin/Leipzig: De Gruyter 1927, S. 635 f.; s. auch Rémondon, R., „Problèmes du bilinguisme dans l'Égypte lagide (U.P.Z. I, 148)“, *Chronique d'Égypte* 39, 1964, S. 126-146; Thissen, *Zeitschrift für Papyrologie und Epigraphik* 97, S. 241.
- 82 Sosin, J. D., Manning, J. G., „Paleography and Bilingualism: P.Duk.inv. 320 and 675“, *Chronique d'Égypte* 78, 2003, S. 202-210, bes. S. 207 f., dort S. 208 auch zu UPZ I 148.
- 83 S. etwa Vittmann, G., „Beobachtungen und Überlegungen zu fremden und hellenisierten Ägyptern im Dienste einheimischer Kulte“, in: *Egyptian Religion. The Last Thousand Years. Part II*. OLA 85, hg. v. Clarysse, W., Schoors, A. & Willems, H., Leuven: Peeters 1998, S. 1231-1250; Guerneur, I., „Le syngenes Aristonikos et la ville de To-Bener (Statue Caire JE 85743)“, *Revue d'Égyptologie* 51, 2000, S. 69-78, T. XIII f.; Collombert, Ph., *Religion égyptienne et culture grecque: L'exemple de Dioskour. . . dhj*, *Chronique d'Égypte* 75, 2000, S. 47-63; Coulon, L., „Quand Amon parle à Platon (la statue Caire JE 38033)“, *Revue d'Égyptologie* 52, 2001, S. 85-112, T. XV-XXI.
- 84 Depauw, M., *A Companion to Demotic Studies*, Papyrologia Bruxellensia 28, Brüssel: Fondation Égyptologique Reine Élisabeth 1997, S. 155-159.
- 85 Ziegler, K., *Plutarchi vitae parallelae, Vol. III, fasc. 1*, Leipzig: Teubner 1971, S. 87; Flacelière, R., Chambry, É., *Plutarque, vies, tome XIII. Démétrios – Antoine*, Paris: Belles Lettres 1977, S. 124.

lernen dieser Kompetenz als wichtiges Mittel für Kenntnisgewinn verstanden wurde (und mutmaßlich auch real stattfand). Andererseits ist gerade für das Ägypten der Ptolemäerzeit mit einem ganz realen Erlernen der ägyptischen Schriftsysteme durch Griechen unbedingt zu rechnen. Die alten Griechen selbst waren somit diesem Kommunikationsmittel gegenüber weit weniger abschätzig als manche modernen Gräzisten.

Somit sind auch bei Powell etliche falsch oder schief beurteilte Phänomene festzuhalten, die sein Urteil über die Leistungsfähigkeit der vorgriechischen Schriftsysteme trüben und zu einer tendenziell zu negativen Einschätzung führen, auch wenn das Ausmaß der Detailbehandlung und -kenntnis als erheblicher Fortschritt gegenüber Havelock angesehen werden muß.

Zum Abschluß meines Beitrages möchte ich, nachdem bislang hauptsächlich Positionen anderer Forscher kritisiert wurden, noch ein wenig positiv herausarbeiten, was die ägyptische Schrift leisten kann. Ich kann hier nicht auf die Details eingehen, da dies eine umfangreiche eigene Arbeit erfordern würde, aber einige für die gegenwärtige Diskussion wichtige Fakten sollen dennoch zur Sprache kommen.

Das Besondere der ägyptischen ebenso wie der semitischen Schrift ist, daß sie primär nur die Konsonanten ausdrücken. Dies ist teilweise als Schwäche angesehen worden. Tatsächlich ist es aber aus der Struktur der betreffenden Sprachen kein unsinniges Vorgehen. Die Grundbedeutung einer Wurzel hängt an den Konsonanten, Modifikationen können durch Affixe sowie durch Vokaländerungen ausgedrückt werden. Eine rein konsonantische Schrift ermöglicht es, eine Wurzel unabhängig von der jeweiligen Vokalisation gleich zu schreiben, was durchaus eine echte Erleichterung darstellt,⁸⁶ und zwar noch spezifischer in der ägyptischen Schrift, die oft Einheiten von mehr als einem Laut hat, die nur dadurch innerhalb einer Wurzel identisch auftreten können. Zudem sollte man nicht vergessen, daß dahinter eine erhebliche Abstraktionsleistung steht, die auch voraussetzt, daß der Unterschied von Vokalen und Konsonanten den Erfindern der Schrift voll bewußt war.

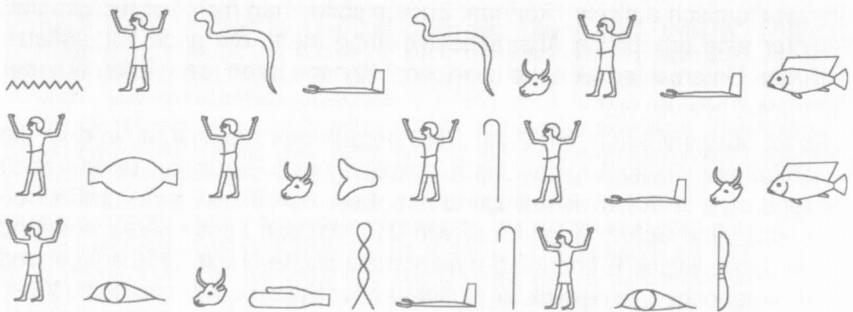
Es ist übrigens kaum ein Zufall, daß gerade das Ägyptische, in dem die Modifikationen einer Wurzel durch Vokalisationsänderungen (sowie auch die tendenzielle Vokalverflüchtigung in unbetonten Silben) eine große Rolle spielte, eine Schrift erfand, die von den Vokalen abstrahierte, während die etwa zeitgleiche Erfindung der mesopotamischen Keilschrift, ausgehend vom Sumerischen, in dem als agglutinierender Sprache Affixe an feste Wortkerne antraten, eine Silbenschrift mit einer zusätzlichen ideographischen Komponente, aber mit fester Angabe der Vokale geschaffen hat.

⁸⁶ Daniels, in: *The World's Writing Systems*, S. 25, will den Wert einer solchen Argumentation abschwächen, indem er auf das Akkadische verweist, das, obwohl eine semitische Sprache, eine Schrift mit Vokalen verwendet habe. Dies ist insofern nicht schlagend, als das Akkadische beim Schriftsystem keine neue Schöpfung entwickelt, sondern diejenige der vorangehenden sumerischen Kultur übernimmt, das Sumerische als agglutinierende Sprache aber mit einem Schriftsystem aus Silben- und Wortzeichen unter fester Angabe der Vokale gut bedient war.

Oft wird, ausgehend von der Bildform der Hieroglyphen, davon ausgegangen, die ägyptische Schrift sei eine Bilderschrift, in der jedes Zeichen ein Wort darstelle – so wird sie auch als piktographisch klassifiziert. Das ist geeignet, das tatsächliche Wesen der Schrift völlig zu verdecken. Zunächst ist es keineswegs so, daß die Bilder der Hieroglyphen bildlich „wörtlich“ zu nehmen sind. Die Zeichen stehen in der Hauptsache für lautliche Einheiten, deren Relation zu ihrem Bild nicht qualitativ anders ist als diejenige der semitischen (und der von diesen abgeleiteten griechischen) Buchstaben zu Objekten, aus denen z.B. über Akrophonie ihr Lautwert abgeleitet wurde.

„Piktographisch“ ist m.E. kein sonderlich sinnvoller Begriff der Analyse. Die ägyptische Schrift ist es auch nur bedingt. Primär piktographisch ist die Monumentalform der Hieroglyphen, bei der die benutzten Zeichen weitestgehend als Bilder konkreter Objekte erkennbar sind. Dagegen ist die davon abgeleitete Kursivschrift, das Hieratische, nur bedingt oder gar nicht piktographisch, und mehr noch gilt dies für eine ab dem 7. Jhd. v. Chr. entwickelte noch kursivere Schriftform, nämlich das Demotische. Die Funktionsweise der „piktographischen“ und der nicht-piktographischen Schriften des Ägyptischen ist aber grundsätzlich dieselbe, was eben zeigt, daß dieser Begriff keinen geeigneten Ausgangspunkt für eine Analyse der Leistungsfähigkeit darstellt.

Wenn man eine Schrift, deren Formen ursprünglich auf konkrete Bildformen zurückgeht, als „piktographisch“ bezeichnet, ist die griechische und lateinische Schrift ebenso piktographisch wie die ägyptische, da ihre semitischen Vorläufer ebenfalls auf Bilder zurückgehen. Man könnte somit etwa den ersten Vers von Homers Ilias auf „piktographisch“ schreiben, ohne daß sich an der Funktionsstruktur etwas ändert, wie es hier einmal versucht sei.⁸⁷



So ungewohnt das Bild auch aussehen mag, so ändert sich doch am Informationsgrad über die Aussprache nichts gegenüber einer Notation in grie-

⁸⁷ Zur praktischen Durchführung habe ich die von Powell, *Homer*, S. 65 unternommene Rekonstruktion der ursprünglichen Orthographie übernommen, die dort angesetzten Schriftzeichen über die Zeichenformen der Sinaiinschriften in ihre zugrundeliegenden Bilder umgesetzt und diese Bilder mit Hilfe eines Hieroglyphenprogrammes ausgedruckt. Einzige Modifikation ist das Zeichen für c, das ich hier durch die Folge der Zeichen für k und h ersetzt habe.

chischen Majuskeln, wie man sie für die Erstniederschrift ansetzen kann. Lediglich die Schreibgeschwindigkeit dürfte geringer sein, da die genaue Wiedergabe der Zeichenformen mehr Zeit braucht.

Umgekehrt ist zwar die monumental bildliche Form der Hieroglyphenschrift das, was heutigen Europäern am ehesten präsent ist, für das reale kulturelle Leben in Ägypten und für die Weitergabe von Texten und Traditionen waren jedoch tatsächlich vorwiegend kursive Schriftformen relevant.⁸⁸ Die von Powell diskutierte Passage aus der Lehre des Amenemope etwa sieht im tatsächlichen Schriftbild so aus:

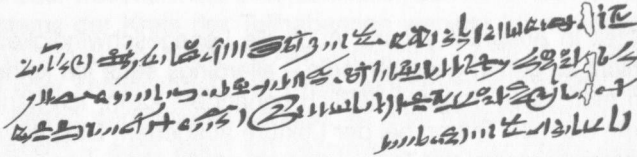


ABB. 1: EINE ZEILE DER WEISHEITSLEHRE DES AMENEMOPE. DURCHZEICHNUNG DES ORIGINALEN SCHRIFTBILDES.
ZEICHNUNG JOACHIM FRIEDRICH QUACK.

Dabei handelt es sich um eine vergleichsweise sehr sorgfältige Buchschrift. In administrativen Texten konnten die Ägypter noch sehr viel mehr abstrahieren, so daß sehr viel abgekürztere Formen entstanden, so etwa in einem Text, in dem Aussagen von Verdächtigen im Zusammenhang mit der Plünderung von Gräbern notiert werden.⁸⁹

Man kann also festhalten, daß die Ägypter kursive Schriften zur Verfügung hatten, mit denen sie beträchtliche Schreibgeschwindigkeiten erreichen konnten, die dem, was man mit der griechischen Schrift erreichen konnte, nicht wesentlich unterlegen waren – ganz abgesehen davon, daß die Schreibgeschwindigkeit für die Produktion von literarischen Texten kaum ein relevantes Kriterium ist, da die Textkomposition, nicht die reine Niederschrift,

⁸⁸ Dieser fundamentale Punkt wird oft übersehen, zuletzt etwa von Vasunia, *Gift of the Nile*, S. 159-176, dem zwar die Existenz der Kursive an sich bekannt ist, der sie aber in ihrer Funktionalität nicht diskutiert, obgleich gerade sie, nicht etwa die Monumentalschrift, diejenige ist, die im Zusammenhang der von ihm diskutierten berühmten Stelle im Phaidros (274c-275b) über die Schrift als Mittel zur Speicherung von Wissen relevant ist; zu dieser s. zuletzt Polleichtner, W., „Thamou, der Pharao, und Sokrates, der Mythenerfinder: Ein dramaturgischer Kunstgriff Platons“, *Würzburger Jahrbücher für die Altertumswissenschaft* NF 27, 2003, S. 21-38; Morenz, L., in diesem Band. Entsprechend ist auch die von Barry Powell in seinem Eröffnungsvortrag dieser Tagung als Beispiel gewählte Szene mit hieroglyphischer Inschrift aus dem Grab der Nofretari für das Funktionieren der ägyptischen Schrift alles andere als repräsentativ, ganz abgesehen davon, daß er sie auch in einer eher einseitigen Weise interpretiert hat. Konzeptionen von magischer Wirksamkeit von Schrift sowie gemeinsames Wirken von Schrift und Bild kann man ebenso gut in Alphabetschriften finden – zahlreiche antike magische Zeichnungen mit griechischer Schrift sollten als Beleg ausreichend sein.

⁸⁹ Das konkrete Beispiel stammt aus Peet, T. E., *The Mayer Papyri A & B*, London: Egypt Exploration Society 1920, page 9, line 9-12.

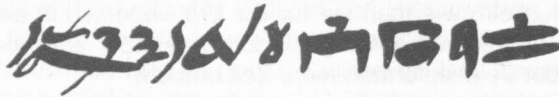


ABB. 2: AUSSCHNITT AUS EINEM VERHÖR VON GRABRÄUBERN IM ORIGINALEN SCHRIFTBILD.

NACH T. E. PEET, „THE MAYER PAPYRI A & B“, LONDON: EGYPT EXPLORATION SOCIETY 1920, PAGE 9, LINE 9-12.

die Hauptzeit in Anspruch nimmt. Auch die Lesegeschwindigkeit dürfte in Ägypten nicht zu gering gewesen sein – allerdings sehe ich keine Quellen, mit denen man diese Frage verlässlich behandeln kann. Ich kann hier nur von meinem eigenen Tempo bei der Lektüre ausgehen. Dies ist natürlich je nach Schwierigkeitsgrad der Texte unterschiedlich, aber nicht langsamer als bei der Lektüre von griechischen Texten. Zugegeben bin ich in das Ägyptische besser eingelese als in das Griechische, aber ein alter Ägypter war natürlich in einem noch viel höheren Grad eingelese bzw. mit Vokabular und Idiomatik in einer Weise vertraut, die heute unerreichbar ist.

Wir können somit feststellen, daß Schreib- und Lesegeschwindigkeit der ägyptischen Schrift nicht in einem solchen Ausmaß der griechischen Schrift unterlegen waren, daß daraus ein entscheidender Quantensprung abzuleiten ist. Ferner sollte betont werden, daß jedes Wort der ägyptischen Sprache auch eine Orthographie hat bzw., sobald das Bedürfnis der Verschriftung auftritt, eine solche erhalten kann; d.h. alles, was im Ägyptischen denkbar war, war auch schreibbar.

Die entscheidende Frage kann also nur sein, in welchem Ausmaß die ägyptische Schrift schwerer erlernbar als die griechische war. Daß hier ein echter Unterschied vorlag, sei nicht bestritten. Die ägyptische Schrift umfaßt zum einen nicht nur einkonsonantige Werte, sondern auch solche mit zwei oder drei Konsonanten, daneben auch Wortzeichen sowie Determinative als semantische Indikatoren. Das bedingt natürlich einen sehr viel höheren Zeichenbestand als in unseren vertrauten Schriften. Im Allgemeinen rechnet man für die älteren Epochen mit einem Bestand von etwa 700 Zeichen.⁹⁰ Dieser Wert ist potentiell etwas zu niedrig angesetzt, andererseits bleiben

90 Die sehr viel höheren Werte der Spätzeit (teilweise werden 5000 Zeichen angegeben) brauchen hier nicht zu interessieren. Einerseits handelt es sich um Sonderbedingungen einer Zeit, in welcher der Kreis der Schriftkundigen abnahm, die Komplexität des Systems dagegen (damit zusammenhängend) bewußt gesteigert wurde. Andererseits ist die Zahl dadurch zu hoch gegriffen, daß es sich vielfach nur um paläographische Abarten von Zeichenformen ohne realen Funktionsunterschied handelt, außerdem die Zahl durch Abzählen heutiger Drucktypen gewonnen ist, bei denen öfters nur Ligaturen oder Zeichenkombinationen auftreten, die man nicht separiert drucken kann, die für das Verständnis aber keinen zusätzlichen Lernbedarf bedeuten. Vgl. Leitz, Chr., *Quellentexte zur ägyptischen Religion I. Die Tempelinschriften der griechisch-römischen Zeit*, Münster: LitVerlag 2004, S. 9-11 für eine realistische Beschreibung des Schriftsystems – er geht von nicht mehr als etwa 1500 Hieroglyphen in der griechisch-römischen Zeit aus.

davon etliche als Determinative so intuitiv begreifbar, daß man sie auch ohne spezielle Erläuterung versteht.

Dennoch ist die Komplexität des Schriftsystems erheblich größer, so daß zum Beherrschen der Schrift an sich mehr Lehrzeit als heute nötig war. Allerdings führt das ägyptische Ausbildungssystem⁹¹ dazu, daß jemand, der die Schrift wirklich beherrscht, dabei auch schon viel an Wissen aus den behandelten Texten mitgenommen hat. Insofern dürfte die Schulzeit an sich in Ägypten nicht relevant länger als in Kulturen mit alphabetischen Schriftsystemen gewesen sein.

Vielleicht der wesentlichste Unterschied ist, daß durch die Komplexität des Schriftsystems der Kreis der Teilhabenden weniger leicht erweiterbar war als beim Vorliegen einer simplen Alphabetschrift – egal ob diese griechisch, lateinisch oder semitisch ist. Der Kreis derjenigen, die an der Schriftkultur potentiell hätten partizipieren können, ist also mutmaßlich geringer als in Griechenland⁹² – auch wenn ich bezweifele, daß der Prozentsatz derjenigen, die dies real mitgemacht haben und kulturell präsent waren, so erheblich niedriger gewesen ist.

Schätzungen des Literalisierungsgrades der ägyptischen Bevölkerung sind naturgemäß mit großen Schwierigkeiten behaftet, so daß hier noch kein anerkanntes und definitives Ergebnis vorliegt. Erste Ansätze zu einer Quantifizierung kamen zu ziemlich niedrigen Werten von etwa 1% der Bevölkerung.⁹³ Bei der in diesem Ansatz zugrunde gelegten geschätzten Einwohnerzahl für Ägypten von 1 Million sind das immer noch 10.000 Individuen. Andererseits ist diese Zahl, obgleich oft übernommen, von anderen Seiten auch kritisiert worden.⁹⁴ An einem konkreten Beispiel, nämlich der Siedlung der Arbeiter, die das Königsgrab aushuben und dekorierten, konnte ein konkreter Gegentest durchgeführt werden. Ging die ursprüngliche Schätzung hier von nur 5-7,5% Schriftkundigen aus,⁹⁵ so ergab eine fundierte Nachprüfung stattdessen eine deutlich höhere Zahl, möglicherweise bis zu 40%, dabei auch eine nicht vernachlässigbare Literalität von Frauen.⁹⁶

Vor allem muß man bei solchen Überlegungen auch berücksichtigen, daß es nicht nur eine einfache Opposition zwischen literat und illiterat gibt, sondern durchaus Abstufungen, für die etwa mit dem Modell der Semiliteralizi-

91 Zu ihm s. Brunner, H., *Altägyptische Erziehung*, Wiesbaden: Harrassowitz 1957, was heute in vielem deutlich erweitert werden könnte.

92 Dabei sollte man aber methodisch korrekt den Prozentsatz der gesamten Bevölkerung heranziehen, nicht etwa nur die männliche freie Stadtbevölkerung.

93 Baines, J., Eyre, C. J., „Four Notes on Literacy“, *Göttinger Miszellen* 61, 1983, S. 65-96; Baines, J., „Literacy and Ancient Egyptian Society“, *Man* (NS) 18, 1983, S. 572-599.

94 Besonders Lesko, L., „Some Comments on Ancient Egyptian Literacy and Literati“, in: *Studies in Egyptology presented to Miriam Lichtheim*, hg. v. Groll, S., Jerusalem: Magness Press 1992, S. 656-667, allerdings ohne wirklich präzise Argumente oder Gegenmodelle.

95 Baines, Eyre, *Göttinger Miszellen* 61, S. 86-91.

96 Janssen, J. J., „Literacy and Letters at Deir el-Medina“, in: *Village Voices. Proceedings of the Symposium „Texts from Deir el-Medina and their Interpretation“*, Leiden, May 31 - June 1, 1991, CNWS Publications 13, hg. v. Demarée, R. J., Egberts, A., Leiden: CNWS 1992, S. 81-94.

tät gearbeitet wird⁹⁷ – jedenfalls muß man verschiedene Grade der Lese- und Schreibkompetenz veranschlagen. Dabei ist zu berücksichtigen, daß es aus Ägypten zahlreiche Graffiti gibt, in denen auch vergleichsweise einfache Personen ihre Namen und Titel, teilweise auch noch kurze Formeln in Stein geritzt oder aufgemalt haben.⁹⁸ So etwas deutet darauf hin, daß zumindest Grundkenntnisse weiter in der Bevölkerung verbreitet waren. In jedem Fall werden auch diejenigen, die nicht lesen und schreiben konnten, im täglichen Leben etwa aufgrund von Steuerzahlungen u.ä. so ständig mit Schrift in Berührung gekommen sein, daß die ägyptische Kultur als schriftdominiert betrachtet werden muß. Vor allem war die gesamte Elite und mutmaßlich auch Mittelschicht voll literat, ja Schriftkenntnis sogar der Königsweg für sozialen Erfolg.

Nach meinen eigenen Erfahrungen in der Aufarbeitung der Reste einer ägyptischen Tempelbibliothek würde ich davon ausgehen, daß wenigstens in den städtischen Zentren ein merklicher Prozentsatz der erwachsenen männlichen Bevölkerung literat war, jedenfalls wäre die hohe Zahl individuell verschiedener Schreiberhände aus einem doch recht kleinen Ort anders nicht erklärbar. Die Tatsache, daß aufgrund einer in Ägypten üblichen Art von Teilzeitarbeit viele Leute alle vier Monate im Tempeldienst tätig waren, den Rest der Zeit aber privat gearbeitet haben, wobei im Tempeldienst wenigstens rudimentäre Schriftkenntnisse erwartet werden müssen, dürfte auch zu einer weiteren Verbreitung beigetragen haben.

Die Frage, welche Inhalte man geschrieben hat oder auch nicht, hängt dabei im Gegensatz zu dem, was ein Medienwissenschaftler gern zu denken gewillt ist, nicht an den Grenzen der Leistungsfähigkeit der ägyptischen Schrift. Begrenzender Faktor ist vielmehr die soziale Struktur.⁹⁹ Hier gilt einfach, daß Ägypten immer ein autoritärer und meist auch ein zentralisierter Staat war, der eine ganz andere Art von Kontrolle ausübte, als in Griechenland üblich war, das meist in Kleinstaaten zerfallen und politisch viel freier organisierter war. Das gab einfach andere Möglichkeiten, Gedanken zu entwickeln, die anderswo nicht möglich gewesen wären. Es ist kein Zufall, daß gerade die bedeutendsten literarischen und philosophischen Werke aus Zeiten großer persönlicher Freiheiten stammen. Man stelle sich etwa als Gedankenspiel die Frage, wie Platons Staat, in dem alle bisherigen Regierungsformen verworfen und eine radikal neue konzipiert wird, in einem autoritären und von seinen eigenen Trägern als normativ angesehenen System überhaupt schreib- und verbreitbar gewesen wäre – unabhängig von der Frage der zur Verfügung stehenden Schrift.

Umgekehrt wird man auch die Frage aufwerfen müssen, ob nicht gerade die relative Schwierigkeit der ägyptischen Schreibsysteme, welche die

97 Vgl. etwa der Manuelian, P., „Semi-Literacy in Egypt: Some Erasures from the Amarna Period“, in: *Gold of Praise. Studies on Ancient Egypt in Honor of Edward F. Wente*, Studies in Ancient Oriental Civilisations 58, hg. v. Teeter, E., Larson, J. A., Chicago: University of Chicago Press 1999, S. 285-298.

98 Peden, A. J., *The Graffiti of Pharaonic Egypt. Scope and Roles of Informal Writing (C. 3100 - 332 BC)*, Probleme der Ägyptologie 17, Leiden/Boston/Köln: Brill 2001.

99 Vgl. in diese Richtung Assmann, *Kulturelles Gedächtnis*, S. 267-272.

Zugänglichkeit einschränken, in diesem Sinne durchaus von den Herrschenden so gewollt war, da sie einer eingeschränkten Elite ermöglichte, die Dinge unter sich und unter Kontrolle zu halten.

Schließlich sollte man auch die Frage nach dem Niedergang des ägyptischen Schriftsystems gegenüber dem griechischen ansprechen. Wer die Alphabetschrift für unbedingt leistungsfähiger hält, wird leicht darin verfallen, in der letztlich Verdrängung der indigenen Schriftsysteme durch die griechische Schrift in Ägypten einen Beweis zu sehen, das eben das Bessere sich durchsetzte, ebenso wie auch die heutige Dominanz der Lateinschrift, die tendenziell andere Schriftsysteme (wie etwa die indischen) verdrängt, gerne als Beleg dafür herangezogen wird, diese Art des Vokalalphabetes sei besonders leistungsfähig.

Tatsächlich ist es in diesen Fällen aber so, daß keineswegs die Qualität der Schrift unter medialen Gesichtspunkten bei derartigen Ausleseprozessen die Hauptrolle spielt, sondern vielmehr ganz andersartige Prozesse relevant sind, bei denen vorrangig wirtschaftliche und politische Dominanz sowie soziale Prozesse entscheidend sind. In Ägypten begann die Verdrängung der einheimischen Schrift zunächst im Zuge der Eroberung durch Alexander den Großen und die daran anschließende Herrschaft der Ptolemäerdynastie. Sie führte dazu, daß die Verwaltung in den höheren Ebenen das Griechische als Sprache und Schrift verwendete. Allerdings blieb die ägyptische Schrift dennoch vielbenutzt, für die Aufzeichnung von ägyptischer Sprache wurde sie sogar fast allein verwendet. In der Römerzeit ging durch politischen Druck der Gebrauch der ägyptischen Schrift deutlich zurück, aber nicht etwa aufgrund ihrer inhärenten Schwächen, sondern nur, weil für rechtsverbindliche Geschäfte von der Regierung der Gebrauch des Griechischen vorgeschrieben wurde.¹⁰⁰ Dahinter dürfte eindeutig der Wunsch stehen, die Dinge bequemer selbst unter Kontrolle haben zu können, nämlich durch Verwalter, die Griechisch beherrschten, aber nicht zuzätzlich im Ägyptischen geschult werden mußten. Das Verfahren richtete sich offensichtlich nicht gegen eine Schrift, sondern gegen die amtliche Verwendung einer Sprache. Evident zeigt sich dies auch darin, daß Urkunden in ägyptischer Sprache und Schrift zunächst keineswegs durch solche in ägyptischer Sprache und einer auf dem griechischen Vokalalphabet beruhenden Notation abgelöst werden. Vielmehr wird zunächst allein das Griechische als Sprache der Urkunden dominant, während die Aufzeichnung ägyptischer Sprache in griechischer Schrift sowie einigen Zusatzbuchstaben (also das Koptische) zwar bereits im 1. Jhd. n. Chr. beginnt, aber erst etwa zwei Jahrhunderte später wirklich an Gewicht gewinnt. Ihr Aufkommen und damit auch der endgültige Untergang der traditionellen ägyptischen Schreibsysteme hängt auch mit einem anderen Prozeß zusammen, der gewaltige soziale und auch machtpolitische Umwälzungen mit sich zieht, nämlich dem

¹⁰⁰ Zauzich, K.-Th., „Demotische Texte römischer Zeit“, in: *Das römisch-byzantinische Ägypten, Akten des internationalen Symposions 26.-30. September 1978 in Trier*, Aegyptologia Treverensia 2, Mainz: Zabern 1983, S. 77-80; Lewis, N., *The Demise of the Demotic Document: When and Why*, *Journal of Egyptian Archaeology* 79, 1993, S. 276-281.

Sieg des Christentums über die traditionellen Religionsformen Ägyptens.¹⁰¹ Das ägyptische Schriftsystem ist also keineswegs in einem freien Wettbewerb aufgrund geringerer Leistungsfähigkeit untergegangen, sondern weil es von politisch und sozial dominierenden Schichten nicht gewollt wurde.

Ganz gleiches gilt übrigens auch etwa für die Situation in Indien, wo die indischen Schriften keineswegs aus sich heraus weniger leistungsfähig als die Lateinschrift sind (dieser sind sie mit etwa in der Devanagari-Schrift 32 konsonantischen und 12 vokalischen Phonemen, die im Grundbestand der Zeichen darstellbar sind, sogar deutlich überlegen), sondern aufgrund der wirtschaftlichen und politischen Macht des Westens (für Indien insbesondere der USA und Großbritanniens) ins Hintertreffen geraten.

Daß bei entsprechenden politischen Konstellationen auch das angeblich so ideale Vokalalphabet verdrängt werden konnte, läßt sich ebenfalls belegen. Nach der arabischen Eroberung weiter Bereiche Vorderasiens und Nordafrikas wurde die dort vorher allgemein verbreitete griechische bzw. im westlichen Nordafrika lateinische Schrift in fast allen Anwendungen durch die arabische Schrift, also eine üblicherweise unvokalisierte konsonantisch-alphabetische Schrift mit Angabe lediglich der Langvokale ersetzt.

¹⁰¹ Hierzu s. Frankfurter, D., *Religion in Roman Egypt. Assimilation and Resistance*, Princeton: Princeton University Press 1998.